

A Einleitung

Man of the millennium – diesen Titel erhielt der Mainzer Johannes Gutenberg im Jahr 2000 von einem amerikanischen Forscherteam. Mit der Erfindung des Buchdrucks, der „Schwarzen Kunst“, brachte Gutenberg eine Entwicklung auf den Weg, die zu den modernen Massenmedien führen sollte¹. Gutenberg ist vor allem in seiner Heimatstadt Mainz stets präsent: Die Stadt hat ihn immer wieder gefeiert, zuletzt im Jahr 2000², die Mainzer Universität trägt den Namen des berühmtesten Sohnes der Stadt, und die Rheinmetropole verfügt mit dem Gutenberg-Museum über eines der bekanntesten Museen der Druck- und Schriftkunst. Gleichwohl wird seiner Person selbst kaum gedacht, auch weil nur sehr spärliche Nachrichten zu seinem Leben vorliegen. Im öffentlichen Umgang mit Johannes Gutenberg wird nahezu ausschließlich an seine Erfindung erinnert. Dabei gibt es gute Gründe, Gutenberg aus einer solch isolierenden und vor allem durch die Erinnerungskultur und das Orientierungsbedürfnis der jeweiligen Epochen bestimmten Fokussierung auf seine Erfindung zu lösen und stärker in den Kontext der Stadt Mainz und ihrer führenden Familien im 15. Jahrhundert einzuordnen.

Johannes Gutenberg, der um 1400 als ein Mitglied der Familie Gensfleisch geboren wurde, lebte nur zeitweise in Mainz. Rund 20 Jahre verbrachte er in Straßburg und arbeitete dort an neuartigen Verfahren. Zeit seines Lebens scheint er sich hauptsächlich um seine Erfindungen und seine Unternehmungen gekümmert zu haben. Er war nicht, wie viele seiner Standesgenossen, verheiratet oder als städtischer Ratsherr in der Politik der Rheinmetropole engagiert. Nach kurzem Aufenthalt verließ er in den 40er Jahren Mainz erneut. Von den innerstädtischen Auseinandersetzungen des 15. Jahrhunderts betroffen, zog er zusammen mit seinem Vater und seinen Geschwistern aus der Stadt aus und wohnte zeitweise in Eltville. Erst nach der Er-

- 1 In der Begründung heißt es: „If not for Gutenberg, Columbus (2) might never have set sail, Shakespeare’s (5) genius could have died with him and Martin Luther’s (3) Ninety-five Theses would have hung on that door unheeded. In fact, without mass quantities of books to burn, the Inquisition could have fallen flat on its face. The printing press, developed by goldsmith Gutenberg in the 1430s, helped spread truth, beauty, and yes, heresy throughout the world. (...) Because his press unharnessed the power of ideas on the world, we rank him ahead of the people whose ideas found an audience through printing“. Gottlieb/Gottlieb/Bowers, Years, S. 2.
- 2 Zu den Gedenkfeiern vgl. Estermann, *Druckerkunst*, insbes. zu Mainz S. 115–132, 201–211, 228–233. Aus Anlass der Feiern zum 500. Geburtstag entstanden die beiden Festschriften: *Festschrift*, hg. von Hartwig, und *Festschrift*, hg. von Bockenheimer. Im Jahr 2000 gedachte die Stadt Mainz des 600. Geburtstages Gutenbergs mit einer Reihe von großen Veranstaltungen und einem umfangreichen Ausstellungskatalog: *Gutenberg*, hg. von der Stadt Mainz. Die Feiern im Jahr 1940 in Mainz und Leipzig hat Achim Reinhardt in seiner Magisterarbeit untersucht: Achim Reinhardt: „Kampf um Gutenberg“. *Die Reichsfeiern 1940 in Mainz und Leipzig – Spielräume und Grenzen von Kulturpolitik im Nationalsozialismus*. Magisterarbeit (masch.), Mainz 2002.

oberung der Stadt im Jahr 1462 kehrte er nach Mainz zurück, wurde Hofmann des Mainzer Erzbischofs und verstarb 1468 in seiner Heimatstadt³.

Ein weitläufiger Verwandter und Zeitgenosse Gutenbergs war Heinrich zum Jungen, der auch nur zeitweise in Mainz lebte, allerdings aus anderen Gründen. Er stammte aus einer Familie, die rund zwanzig Jahre lang in engem Kontakt zum König stand. Heinrich verfügte über gute Kontakte zum Adel des Umlandes, besaß große Güter und finanzielle Mittel, war Reichslehnsmann, Lehnsmann der Pfalzgrafen und des Erzbischofs von Mainz – die damit verbundenen Verpflichtungen führten ihn immer wieder aus der Stadt. Ferner war er, im Gegensatz zu Gutenberg, Mitglied des Mainzer Rates und fungierte für diesen als Städtebote. Schon vor der Mediatisierung verließ er seine Heimatstadt endgültig. Er zog nach Oppenheim und wurde später in der dortigen Katharinenkirche begraben.

Johannes Gutenberg und Heinrich zum Jungen gehörten jenem Kreis reicher und alteingesessener Familien an, der von den Zeitgenossen die *Geschlechter* oder die *Alten* genannt wurde und in der Forschung im Allgemeinen als Patriziat oder Stadtadel bezeichnet wird. Doch trotz ihrer gemeinsamen Herkunft aus dem Mainzer Patriziat haben Johannes Gutenberg und Heinrich zum Jungen sehr unterschiedliche Lebenswege und sehr verschiedene Interessen gehabt. Was war ihnen dennoch gemein und zeichnete sie trotz aller Unterschiede als Mitglieder der *Geschlechter* aus? Im Rahmen der Arbeit soll der Versuch unternommen werden, sich Mainz und seinem Patriziat im Spätmittelalter mittels eines personengeschichtlichen Zugangs zu nähern, und Johannes Gutenberg und Heinrich zum Jungen im Kreis ihrer *frunde*, also in ihre Lebenskreise, einzuordnen.

1. Forschungslage

Die Gutenberg-Forschung hat sich neben der Druckkunst und ihrer Wirkung auch mit seiner Person und seiner Familie beschäftigt⁴. Anlässlich des 600. Geburtstages Gutenbergs wurden sein Leben und Werk, aber auch seine Wirkungsstätten und insbesondere das Mainz des 15. Jahrhunderts erneut in den Blick genommen⁵. Schon seit dem 19. Jahrhundert haben sich etliche Historiker mit der Geschichte der

- 3 Zur Person Gutenbergs vgl. insbesondere Wagner, Unbekannter; Füssel, Gutenberg. Die ausführlichste Arbeit legte Bechtel, Gutenberg, vor. Vgl. auch Venzke, Gutenberg; Ruppel, Gutenberg. Zu Gutenberg in Straßburg vgl. Rapp, Straßburg; Köster, Gutenberg.
- 4 Allerdings, so beklagte zuletzt Wagner, Unbekannter, S. 114, seien Leben und Werk Gutenbergs aufgrund der Quellenlage weitgehend unbekannt. Zu den zahlreichen Arbeiten zu Gutenberg und seinem Werk siehe vor allem die Bibliografie aus dem Jahr 2000. Speth, Bibliografie, in: Gutenberg, hg. von der Stadt Mainz, S. 698–713. Vgl. darüber hinaus die 1997 und 2000 erschienenen Forschungsberichte von Füssel, Gutenberg-Forschung, und Koppitz, Gutenberg-Forschung.
- 5 In diesem Jahr wurde vom Institut für Geschichtliche Landeskunde unter der Leitung von M. Matheus die Vortragsreihe „Lebenswelten Gutenbergs“ veranstaltet, in der die Geschichte der Städte Mainz, Frankfurt und Straßburg zur Zeit Gutenbergs sowie literarische und musikalische Aspekte der Zeit thematisiert wurden. Lebenswelten Johannes Gutenbergs, hg. von Michael Matheus (Mainzer Vorträge 10), Stuttgart 2005. Ebenfalls im Jahr 2000 wurde von mehreren Mainzer Institutionen eine Ausstellung im Gutenberg-Museum initiiert, zu der ein umfassender Katalog erschien. Gutenberg, hg. von der Stadt Mainz.

Stadt beschäftigt⁶. Ein großes Projekt zur Stadtgeschichte wurde in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts in Angriff genommen, als eine insgesamt zehnbändige Stadtgeschichte konzipiert wurde. Allerdings erschienen davon nur vier Bände, und gerade der Band für die Zeit von 1328 bis 1462 wurde niemals veröffentlicht⁷. Diese Lücke wurde durch den Beitrag von M. Matheus in der 1998 erschienen Gesamtdarstellung zur Geschichte der Stadt geschlossen⁸. Ergänzt wurde er durch zwei Studien über Mainz des 15. Jahrhunderts von M. Matheus und W. Dobras⁹.

Vor allem die einbändige Stadtgeschichte von 1998 hat die Forschungsdefizite in Bezug auf das Mainzer Patriziat und seine Familien deutlich gemacht, denn es existieren weder Arbeiten zum Patriziat insgesamt noch prosopografische Studien zu den führenden Familien der Stadt¹⁰. Eine umfassende Erforschung der Geschlechter wurde und wird allerdings unter anderem durch die schon oft beklagte schlechte Quellenlage erschwert¹¹. Einen ersten, quellenorientierten Überblick über die Geschlechter hat F. Lehne im 19. Jahrhundert geboten¹². Die wohl detaillierteste und umfangreichste Arbeit zu den Mainzer Familien, die nach Frankfurt ausgewandert waren, dürfte diejenige des Frankfurters J. C. von Fichard sein, der sich seit 1800 ausführlich mit der Geschichte der Patriziergesellschaft Alten-Limpurg befasste. Für jeden Familienverband fertigte er eine umfangreiche Materialsammlung an, in der er die Belege für jedes einzelne Mitglied zusammenstellte und diese genealogisch einordnete. Dabei konnte er wohl noch auf einige Privatarchive patrizischer Familien zurückgreifen, sodass seine Sammlung viele Hinweise auf mittlerweile verloren ge-

- 6 Von den älteren Arbeiten sei hier nur auf die für diese Untersuchung wichtigen verwiesen. Sie basieren wie diejenigen von Schaab auf Quellen, die heute vermutlich verloren sind, und sind aus diesem Grund unverzichtbar. Neben dieser ereignisgeschichtlichen Darstellung bieten die Untersuchungen von Hegel zur Verfassungsgeschichte und Höhn zum Stadtrecht einen relativ guten, wenn auch älteren Überblick über die städtische Verfassung. Hegel, Verfassungsgeschichte; Höhn, Entwicklung. Hauptsächlich aus Quellen erarbeitet ist die Darstellung von Schrohe der Beziehungen der Stadt zu den Erzbischöfen, Königen und Kaisern. Schrohe, Mainz. Hervorzuheben sind an dieser Stelle die Arbeiten von Demandt, Stadtherrschaft; Fischer, Frankfurt; Zilken, Ministerialität. Vgl. dazu auch die Auswahlbibliografie von Speth, in: Mainz, hg. von Dumont, Scherf u. Schütz, S. 1216–1254, insbes. S. 1221–1223.
- 7 Erschienen sind die Bände, welche das frühe und hohe Mittelalter, die Zeit von 1244 bis 1328 und von 1462 bis 1648 behandeln. Falck, Geschichte 2; ders., Geschichte 3. Bei den Darstellungen zur Frühen Neuzeit handelt es sich um die Arbeit von Anton P. Brück, Mainz vom Verlust der Stadtfreiheit bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges (1462–1648) (Geschichte der Stadt Mainz 5), Düsseldorf 1972. Außerhalb dieses Gesamtwerkes hat Darapsky die Zeit von 1648 bis 1792 behandelt. Elisabeth Darapsky, Mainz, die kurfürstliche Residenzstadt 1648–1792, Mainz 1995.
- 8 Matheus, Bistumsstreit. Die Stadtgeschichte, welche als einbändiges Werk ohne Anmerkungen konzipiert wurde, ist bereits 1999 in der zweiten Auflage erschienen. Mainz, hg. von Dumont, Scherf u. Schütz. Die beiden Beiträge von Falck in diesem Band sind stark gekürzte Darstellungen seiner beiden Bände der zehnbändigen Stadtgeschichte. Falck, Metropole; ders., Mainz. Vgl. insbes. Falck, Metropole, S. 111.
- 9 Matheus, Stadt; Dobras, Gutenberg.
- 10 So beispielsweise Matheus, Bistumsstreit, S. 178.
- 11 Zuletzt Flug, Bindungen, S. 1; Dobras, Münzerhausgenossen, S. 95. Vgl. auch Falck, Sammlung, S. 49; ders., Ministerialität, S. 52f. Zur Quellenlage siehe Kapitel A 3.
- 12 Lehne, Geschichte 4, S. 143–202. Auf seiner Darstellung beruht die von Strecker erstellte Übersicht. Strecker, Gedenktafel.

gangene Quellen enthält¹³. Mit den Familien, die zwischen zünftischer Oberschicht und Patriziern angesiedelt sind, beschäftigte sich zuletzt W. Dobras¹⁴.

Daneben standen wenige einzelne Familien im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Aufgrund der Strahlkraft Gutenbergs wurde die Familie Gensfleisch eingehender untersucht. J. B. Seidenberger hat die Rolle der Familie in den innerstädtischen Auseinandersetzungen knapp dargestellt¹⁵. Bereits 1900 erstellte G. Schenk zu Schweinsberg die Genealogie der Gensfleisch, die eine wichtige quellenorientierte Grundlage ihrer Familiengeschichte bildet¹⁶. Mit dem Familienzweig Heinrichs zum Jungen (J94), der aufgrund seiner Beziehungen zum Kaiser eine exponierte Stellung einnahm, beschäftigte sich H. Schrohe, wobei es sich hierbei im Wesentlichen um eine umfangreiche Materialsammlung handelt¹⁷. Das Geschlecht der Löwenhäupter hat zuletzt B. Flug intensiv untersucht. Im Rahmen ihrer Forschungen zu Altmünster standen die Beziehungen des Familienverbandes zu den geistlichen Institutionen im Vordergrund, was eine Analyse der genealogischen Verhältnisse voraussetzte¹⁸. Zudem sind am Historischen Seminar der Universität Mainz einige Abschlussarbeiten zu stadtgeschichtlichen Themen von M. Matheus, S. Schmitt und F. J. Felten angeregt worden, von denen in diesem Zusammenhang besonders jene von T. Steubling zu nennen ist, in welcher erste Ergebnisse zu den patrizischen Familien zum Rebstock, zum Schaden, zum Dulin und zum Scherplin vorgelegt wurden¹⁹. Mit der Familie Gostenhofer, deren Familienbuch H. Hille-

13 Seine Arbeiten liegen ungedruckt im Stadtarchiv Frankfurt vor. Er behandelte von den Mainzer Patriziern die zum Jungen, zur Jungen Aben, Gelthus zur Jungen Aben, Gensfleisch von Sorgenloch, Fürstenberg sowie Guldenschaf, Frosch und Humbrecht. ISG Ffm Fichard, Nr. 96 (Frosch), Nr. 98 (Fürstenberger), Nr. 105 (Gelthus), Nr. 106 (Gelthus zur Jungen Aben), Nr. 120 (zum Guldenschaf), Nr. 146 (zum Humbrecht), Nr. 155 (zum Jungen), Nr. 282 (Sorgenloch gen. Gensfleisch). Vgl. dazu vor allem Jung, Stadtarchiv, S. 205f. Zur Person Johann Carl von Fichard gen. Baur v. Eysseneck, der von 1773 bis 1829 lebte, mit weiteren Literaturhinweisen, vgl. Körner/Hansert, Patrizier, S. 48f. Die Einordnungen einzelner Personen in den Familienverband sowie die Zuordnung einzelner Vorgänge zu den verschiedenen Personen bedürfen immer wieder der Überprüfung.

14 Dobras, Münzerhausgenossen.

15 Seidenberger, Zunftkämpfe.

16 Schenk zu Schweinsberg, Genealogie. Im selben Jahr hat Schorbach die urkundlichen Belege zu Gutenberg in einer kritischen Edition zugänglich gemacht. Schorbach, Nachrichten. Die meisten neueren Arbeiten zur Genealogie Gutenbergs stützen sich im Wesentlichen auf diese Arbeiten. Vgl. Ruppel, Gutenberg; Friederichs, Herkunft; Roth, Friele; Hübel, Gutenberg. Füssel, Gutenberg-Forschung, S. 16f., fasst die Forschungssituation folgendermaßen zusammen: „Die prosopografische Gutenberg-Forschung hat seit dem Jahre 1900 keine Fortschritte zu verzeichnen. Karl Schorbach hat mit seinen ‚urkundlichen Nachrichten über Johann Gutenberg‘ in der Festschrift zum 500. Geburtstag im Jahre 1900 alle urkundlichen Belege ediert und kritisch kommentiert. Darauf fußt die personengeschichtlich orientierte Gutenbergforschung unseres Jahrhunderts; sie konnte diese Daten in Einzelfällen neu gewichten, ohne jedoch nur in einem einzigen Fall einen gedanklichen Fortschritt zu erreichen“.

17 Schrohe, zum Jungen.

18 Flug, Bindungen. Zu den Beziehungen der Löwenhäupter zu den geistlichen Institutionen in Mainz, vgl. dies., Löwenhäupter.

19 Steubling, Studien. Weiter entstanden vor allem Arbeiten zur städtischen Wirtschaft und den geistlichen Institutionen der Stadt. Vgl. dazu <http://www.geschichte.uni-mainz.de/Mittelalter-Landesgeschichte/80.php> (24.03.2011). Einige der im Rahmen von Qualifikationsarbeiten er-

brecht bearbeitet hat, ist zudem eine der Familien eingehender untersucht worden, die im Verlauf des 15. Jahrhunderts ins Mainzer Patriziat aufstiegen²⁰.

Während die Erforschung der Mainzer Geschichte sich folglich auf Einzelprobleme beschränken musste und nur wenige vereinzelte Überblicke vorgelegt wurden, gehört die Patriziatsforschung in der mittelalterlichen Geschichtswissenschaft seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts zu den innovativsten Forschungsrichtungen. Die Beschäftigung mit dem Patriziat der deutschen Städte hat eine lange Tradition. Die erste Beschreibung des „Patriziats“ findet sich schon 1516 in der Darstellung der Nürnberger Verfassung von Christoph Scheuerl. Im Rückgriff auf die römische Sozialverfassung und Magistratur verwendete er für die ratsfähigen Familien den Begriff *patricii*. Er hob den rechtlich-politischen Aspekt heraus und sah im Patriziat einen Kreis von Familien, die aufgrund ihrer Geburt zur Ausübung politischer Ämter berechtigt waren. Ihnen kamen die Ratssitze und Ratsämter zu, die das Stadttregiment ausmachten²¹. Seit dem 19. Jahrhundert intensivierte sich die Forschung zum Patriziat. Den ersten Meilenstein setzte das 1865 erschienene umfangreiche Werk des Rechtshistorikers K. H. Roth von Schreckenstein²². Seitdem sind zahlreiche Arbeiten über das Patriziat der Städte in verschiedenen Regionen Deutschlands erschienen, die sowohl einzelne Geschlechter, das Patriziat als Gesamtphänomen oder besondere Aspekte patrizischen Lebens untersuchen und die Vielfältigkeit des Untersuchungsgegenstandes erwiesen haben²³. I. Bátori legte bereits 1975 ihren bis heute unverzichtbaren Forschungsüberblick vor²⁴, der durch jüngere Bestandsaufnahmen der Patriziatsforschung mit jeweils unterschiedlichen Schwerpunkten ergänzt wurde. Hier ist insbesondere auf die Arbeiten von P. Monnet hinzuweisen²⁵. Vor diesem Hintergrund kann sich der folgende Forschungsüberblick auf die wichtigsten methodischen Entwicklungen konzentrieren und diese knapp skizzieren.

Der Begriff „Patriziat“ ist nicht zeitgenössisch, sondern wurde von Humanisten wie Christoph Scheuerl aufgrund der Beschäftigung mit der Antike auf einen Kreis von privilegierten Familien übertragen²⁶. Für die Frühe Neuzeit decken sich Tat-

zielten Ergebnisse wurden im Jahr 2000 bei einem Kolloquium zur Mainzer Stadtgeschichte vorgestellt und anschließend publiziert. Vgl. Bausteine, hg. von Matheus/Rödel.

20 Hillebrecht, Familienbuch.

21 Zu Scheuerls Aussagen zum Patriziat seiner Stadt Nürnberg vgl. Isenmann, Stadt, S. 269. Inwieweit Nürnberg in Bezug auf das Patriziat eine Sonderrolle einnimmt oder doch Modellcharakter besitzt, scheint allerdings bislang nicht hinreichend geklärt. Isenmann, Stadt, S. 274–276, geht bei seiner Darstellung des Patriziats von den Nürnberger Geschlechtern als idealtypischem Beispiel aus. Monnet, Führungsschichten, S. 17, hingegen verweist auf die Sonderrolle Nürnbergs. Ebenso schon Hirschmann, Patriziat, S. 271. Zum Nürnberger Patriziat vgl. zuletzt Fleischmann, Rat.

22 Roth von Schreckenstein, Patriziat.

23 Zu den bibliografischen Angaben vgl. die im Folgenden genannten Forschungsüberblicke.

24 Bátori, Patriziat. Vgl. auch Berthold, Charakter.

25 Monnet, Führungsschichten (frz. Fassung: ders., Elites); ders., Patriciat. Vgl. auch Hecht, Patriziatsbildung, S. 1–9; ders., Geburtsstand. Zum Forschungsstand zum Patriziat der französischen Städte vgl. Richard, Eliten; Dubois, Elites; Chaix, Patriciat; Crouzet-Pavan, Elites; Braunstein, Histoire. Für einen Vergleich mit dem Patriziat in italienischen Städten sei hier nur der Forschungsbericht von Girgensohn, Patriziat, genannt, in dem er sich kritisch mit den neuesten Arbeiten zum venezianischen Patriziat auseinandersetzt.

26 Zeitgenössische Begriffe waren beispielsweise *meliores*, *Geschlechter* etc. Ausführlich bei

sachen und Begriffsinhalt. Da sich das Patriziat der meisten mittelalterlichen Städte jedoch erst im Laufe des 15. Jahrhunderts zu einer durch rechtliche Kriterien definierten Gruppe entwickelt hatte, wie sie die Frühe Neuzeit kennt, ist eine Übertragung auf die mittelalterlichen Verhältnisse schwierig, wenngleich er sich als Forschungsbegriff schnell durchsetzte. Die damit verbundenen Probleme werden immer wieder diskutiert. Der anscheinend treffende und einheitliche Begriff täuscht darüber hinweg, wie sehr um eine Charakterisierung des Patriziats gerungen werden muss. Dabei geht es zum einen um die Diskussion um eine möglichst allgemeingültige Definition, zum anderen um die Frage, ob und mit welcher Begründung überhaupt von einem Patriziat in einer Stadt gesprochen werden kann. Methodisch davon zu unterscheiden sind die Diskussionen um Kriterien, welche die Zugehörigkeit einzelner Personen zum Patriziat anzeigen respektive einen Aufstieg in das Patriziat ermöglichen. Damit eng verknüpft ist sowohl die Frage nach dem sozialen Substrat des Patriziats als auch die Problematik, ob sich das Patriziat gegenüber anderen Gruppen abzuschließen versuchte. Nicht zuletzt wird immer wieder über die Anwendbarkeit des Begriffes „Patriziat“ diskutiert. So stellte P. Monnet zuletzt fest, dass tatsächlich wieder über diesen Terminus gesprochen werden müsse, da er immer wieder neben anderen Ausdrücken wie beispielsweise „Führungsschicht“ und „Eliten“ verwendet wird²⁷.

Lange Zeit bildete die Ratsfähigkeit das alleinige Kriterium für die Definition des Patriziats²⁸. Neue Impulse erhielt die Patriziatsforschung durch das Schichtungsmodell, das in den 70er Jahren vor allem durch E. Maschke in die Geschichtswissenschaft eingeführt wurde. Die Bevölkerung der mittelalterlichen Städte kann demzufolge in soziologisch definierbare Schichten untergliedert werden, und zwar grundsätzlich in Unter-, Mittel- und Oberschicht nach den Lagemerkmalen Macht, Ansehen und Reichtum²⁹. Das Schichtungsmodell, das geeignet ist, die horizontale Gliederung der städtischen Gesellschaft zu beschreiben, schärfte zum einen den Blick für eine methodisch genaue Unterscheidung zwischen dem Patriziat und der städtischen Führungs- beziehungsweise Oberschicht. Da mithilfe dieses Modells die

Herborn, Führungsschicht, S. 48–51; Bátor, Patriziat, S. 1f.

27 Er verwies darauf, dass die Problematik der Bezeichnung „Patriziat“ zum Teil in der fehlenden Differenzierung zwischen einem Patriziat des Rechts und dem der Tatsachen begründet sei. Umfassend zum Begriff „Patriziat“ vgl. Monnet, *patriciat*, insbes. S. 54. Vgl. auch Braunstein, *Histoire*; Maschke, *Bezeichnungen*. Zur Verwendung in Frankreich mit Plädoyer für eine Verwendung des Begriffes „Patriziat“ aufgrund der Effizienz vgl. Richard, *Eliten*, S. 292. Neben den diskutierten Termini „Patriziat“ und „Führungs-“ bzw. „Oberschicht“ wird auch immer wieder der Begriff „Stadtadel“ verwendet. Andermann definiert Stadtadel in Anlehnung an Schulz als „eine abgegrenzte Gruppe mit einem eigenen ständischen – und wie ich hinzufügen möchte: elitären – ‚Bewußtsein‘“. Andermann, *Zunft*, S. 363, mit Bezug auf Schulz, *Stadtadel*, S. 161f. Bátor, *Patriziat*, S. 2, möchte den Ausdruck nicht verwenden, da er insbesondere in der Frage der Ebenbürtigkeit mit dem Landadel nicht eindeutig sei. Gegen die Verwendung auch Heiermann, *Spitze*, S. 78; Schneider, *Niederadel*, S. 325f. Fouquet, *Lebensformen*, S. 24, verweist hingegen auf die Notwendigkeit, zwischen habituellen und rechtlichen Kategorien zu differenzieren, indem er betont, dass „Stadtadel (...) sehr genau die Lebensform ‚Patriziat‘“ bezeichnet. Vgl. auch Braunstein, *Histoire*, S. 30.

28 Vgl. Bátor, *Patriziat*, S. 2f.

29 Vgl. v.a. Maschke, *Schichtung*; Bátor, *Schichtung*.

beiden letztgenannten Schichten besser zu definieren waren, konzentrierte sich die Forschung häufig auf diese Gruppen, womit die Frage nach der Existenz eines Patriziats in den Hintergrund trat³⁰. Zum anderen lieferte das Modell mit den drei Merkmalen Macht, Reichtum und Ansehen anscheinend geeignete Parameter auch zur Definition des Patriziats. Den Forschungsstand der 70er Jahre fasste I. Bátori zusammen³¹. Sie diskutierte zunächst die Möglichkeiten, das Patriziat zu definieren. Entscheidende Kriterien seien die Ratsfähigkeit, der Reichtum und das Ansehen. Sie plädierte schließlich für die Verwendung der Definition von A. Stolze, der die durch das Schichtungsmodell vorgegebenen Kennzeichen berücksichtigte. Seiner Definition zufolge soll nur dann vom Patriziat einer Stadt gesprochen werden, „wenn wenigstens zwei der folgenden drei Merkmale zu beobachten sind: 1. Politisch: Privilegierung in Bezug auf Regierung und Verwaltung der Stadt. 2. Soziologisch: Zusammenschluß in einer Gesellschaft mit ständischer Exklusivität und gesellschaftlichen Vorrechten. 3. Wirtschaftlich – beruflich: Reichtum oder mindestens gesicherte Vermögenslage. Erwerb durch Grundbesitz, Renten, Großhandel, Ausübung akademischer Berufe und des Offiziersberufs. Ausschluss anderer auch der handwerklichen Tätigkeit mit geringen Ausnahmen“³². Das Patriziat konnte, musste die Oberschicht aber nicht ganz umfassen. Bildete das Patriziat innerhalb der Oberschicht einen engeren Zirkel, so unterschied es sich von der übrigen Oberschicht dadurch, dass seine politische Privilegierung und soziale Vorrangstellung auf geburtsständischer Basis beruhte³³. Deshalb dient die fehlende ständische Abgeschlossenheit, insbesondere in norddeutschen Städten, häufig als Argument, um die Existenz eines Patriziats in einer Stadt zu negieren³⁴. Zum zweiten skizzierte I. Bátori die Forschungskontroverse über die soziale Herkunft der Patrizier, wobei inzwischen unbestritten ist, dass es meist Gruppen aus Ministerialen und Fernkaufleuten waren, aus

30 Vgl. etwa Schmieder, Einigkeit, S. 75.

31 Vgl. auch für das Folgende Bátori, Patriziat.

32 Stolze, Sünfzen, S. 13. Eine andere Definition stammt beispielsweise von Hauptmeyer, der zur Charakterisierung ein Kriterienbündel aus sechs Punkten benennt: 1) Ein hoher Grad an Selbstverwaltungskompetenzen und an gesellschaftlicher Differenzierung bildeten die Grundlage für die Existenz eines Patriziats. 2) Das Patriziat als ein Teil der städtischen Oberschicht übte weitgehend allein die Herrschaft in der Stadt aus und besaß die Ratsfähigkeit. 3) Die Patrizier waren wirtschaftlich unabhängig, übten keine handwerkliche Tätigkeit aus und waren abkömmlich. 4) Sie heirateten innerhalb der Stadt und anderer Städte ebenbürtig und gingen Ehen mit dem landsässigen Adel ein. 5) Neben der politischen Privilegierung besaßen sie auch wirtschaftliche und gesellschaftliche Vorteile. 6) Sie hatten eine spezifische Lebensweise. Vgl. Hauptmeyer, Probleme, S. 53f. Vgl. auch ders., Frühformen, S. 5f.

33 Die Bedeutung des Herkommens und damit verbunden des Geburtsstandes stellte jüngst Fouquet, Lebensformen, S. 16, in Anlehnung an die Forschungen Dirlmeiers wieder heraus.

34 Isenmann, Stadt, S. 251f., der vom Sonderfall Nürnberg ausgeht, plädiert dafür, das Patriziat als Stand zu begreifen. Zu Nürnberg vgl. auch Meyer, Entstehung, S. 36f. Dieses Vorverständnis von Patriziat liegt wohl auch der Untersuchung von Fees-Buchecker, Rat, S. 210, zugrunde, der für die Regensburger politische Führungsschicht nicht von einem Patriziat sprechen möchte, da ihr die ständische Abgeschlossenheit fehlt. Als Paradebeispiel für die fehlende ständische Abgeschlossenheit gilt Lübeck, für das immer von einer Führungsschicht und nie von einem Patriziat gesprochen wird. Vgl. zuletzt wieder Lutterbeck, Rat. Gegen diese Auffassung, selbst für Lübeck, vgl. zuletzt die Rezension zu Lutterbeck, Rat, von G. Fouquet, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 130, 2005, S. 362–364, insbes. S. 363f.

welchen sich das Patriziat zusammensetzte. Schließlich behandelte sie die Fragen, ob der Kreis der Patrizier offen oder geschlossen und ob ein Aufstieg in ihre Reihen möglich war. Diesen Punkt diskutierte sie vor allem anhand der patrizischen Trinkstuben, die gerade in jenem Moment entstanden, als in den meisten Städten die Patrizier ihre Alleinherrschaft im städtischen Rat einbüßten und sich durch die Etablierung der patrizischen Gesellschaften ihrer Exklusivität versicherten.

Weiter präzisiert wird das Modell der sozialen Schichtung im Hinblick auf das Patriziat durch den Elitebegriff, der freilich hinsichtlich der Definition und der Frage der Anwendbarkeit auf vergangene Zeiten derselben Diskussion unterliegt wie der Begriff des Patriziats³⁵. So erweiterte E. Weyrauch den in der Patriziatsforschung weitgehend verwendeten positionsanalytischen Ansatz und schlug für die Untersuchung der politischen Führungsschicht der Stadt Kitzingen eine Kombination von Positions-, Funktions- und Wertelite vor³⁶. Auf diese Weise unterschied er in Oberschicht, Führungsschicht (Elite) und Führungsgruppe, wobei als Patriziat die von ihm definierte Führungsschicht angesprochen werden kann, also „die soziale Einheit (...), deren Mitglieder politische Positionen und Funktionen mit gesamtgesellschaftlichen Entscheidungs- und Einflussmöglichkeiten innehaben (Dimension Macht/Herrschaft)“³⁷.

Problematisch scheint bei der Anwendung sowohl des Schichten- als auch des Elitenmodells, dass sie an modernen Gesellschaften entwickelt wurden und nur bedingt auf die mittelalterliche Gesellschaft anwendbar sind. Denn es erweist sich als schwierig, die konstituierenden und unterscheidenden Merkmale der Schichten und der Eliten aufzulisten und die Grenzen festzulegen. Inzwischen ist die Forschung dazu übergegangen, das Patriziat verstärkt als soziale Gruppe aufzufassen³⁸, da so-

- 35 Um Eliten zu ermitteln und zu beschreiben, gibt es entsprechend der jeweiligen Definition von Elite unterschiedliche Methoden. Es werden Positions-, Reputations-, Leistungs-, Wert- und Funktionseliten unterschieden. Zum Begriff der „Elite“, seiner Anwendbarkeit auf historische Gesellschaften sowie den Methoden der Untersuchung von Eliten aus historischer Sicht vgl. zuletzt Hartmann, Kontinuitäten, S. 401–416.
- 36 D.h., er untersucht die Inhaber politischer Positionen (Positionselite), die zentrale Funktionen für die städtische Gesellschaft übernehmen (Funktionseleite) und die Werte dieser Gesellschaft in besonderer Weise repräsentieren (Wertelite). Vgl. Weyrauch, Führungsschicht, S. 205–212. Zur Verwendung des Elitenmodells zur Untersuchung des Patriziats vgl. auch François, Eliten; Lindenau, Braubürger.
- 37 Als Oberschicht bezeichnet er jene „soziale Einheit (...), deren Mitglieder in den Dimensionen Reichtum (...), Prestige, Macht/Herrschaft einer größeren sozialen Einheit/Gesellschaft die Spitze der Hierarchie besetzen“. Die Führungsgruppe bilden dann „jene Angehörigen der Führungsschicht (...), die die ‚inneren Zirkel‘ (...), d.h. die Spitzenpositionen in der politischen Elite besetzt halten. Eine Spitzenposition wird bemessen nach Häufigkeit, Dauer und Gewicht der Positions- und Funktionsinhaberschaft“. Weyrauch, Führungsschicht, S. 210. Monnet, Führungseliten, S. 22, nennt diese von Weyrauch definierten Gruppen der Oberschicht Herrschaftskreise. Er selbst schlägt für weitere Forschungen eine Kombination von Werte- und Funktionseleite zur Untersuchung des Patriziats vor. Ebenda, S. 21.
- 38 Das Modell der Schichtung wurde zwar grundsätzlich akzeptiert, aber vor allem von Ellermeyer und Mitterauer in den 80er Jahren kontrovers diskutiert. Zu einer kritischen Würdigung des Schichtenmodells sowie der Diskussion zur Sozialstruktur in spätmittelalterlichen Städten vgl. zuletzt Ellermeyer, Sozialstruktur. Vgl. auch Wensky, Führungsschichten. Schon Maschke hat sich von seinem Schichtungsmodell insofern distanziert, als er den zuweilen schichtüber-

mit über die bislang wesentlichen Merkmale des Schichtungsmodells Macht, Reichtum und Ansehen hinaus die Praktiken der Vergesellschaftung und ein spezifischer Habitus berücksichtigt werden können³⁹. In diesem Kontext sind weitere Faktoren, die von Stadt zu Stadt variierten, intensiver untersucht worden, vor allem Heiratskreise, Merkmale des Selbstverständnisses, der Lebensstil, ein patrizischer Ehrbegriff sowie Formen der Repräsentation⁴⁰. Die Erscheinungsformen der Gruppe, die mit dem Begriff des Patriziats beschrieben wird, das haben die zahlreichen Studien gezeigt, sind in den unterschiedlichen Regionen Europas und den verschiedenen Städtetypen sehr vielfältig gewesen.

Die Forschungssituation wurde hier nur grob skizziert, doch zeigt bereits der knappe Überblick, dass sich Untersuchungen zum Patriziat meist auf eine zuvor definierte und abgegrenzte Gruppe konzentrieren und diese auf bestimmte Merkmale hin analysieren. Dabei rückt mit dem *cultural turn* die Frage nach Strukturierungen in den Hintergrund zugunsten einer akteurszentrierten Perspektive, die den Fokus verstärkt auf die Wahrnehmungen und Handlungsmuster der Akteure und auf Formen kultureller Praxis legt⁴¹. Deshalb werden unter anderem die Mechanismen der Gruppenbildung intensiver untersucht, wodurch der Konstruktionscharakter dieser Gruppe betont und die prinzipielle Möglichkeit permanenter Veränderung ersichtlich wird. So hat jüngst M. Hecht in seiner Dissertation über das Patriziat der Salzstädte Lüneburg, Halle und Werl gefordert, „spezifische Zuschreibungsformen, Wahrnehmungsmuster und Konstruktionsprinzipien“ zu untersuchen. Gruppenbildung solle „als ein

greifenden oder in einer Schicht bestehenden sozialen Gruppen einen hohen Stellenwert beimaß. Vgl. Maschke, Gruppen. Die Erforschung mittelalterlichen Gruppenverhaltens lässt sich mit Oexle als Erweiterung der bislang üblichen Ansätze der Sozialgeschichte verstehen. Vgl. Oexle, Gruppenbindung, S. 28–45. Zum Begriff der Gruppe vgl. auch Rogge, Geschlechtergesellschaften, S. 99f. Zur Problematik der Anwendung des Elitenmodells vgl. beispielsweise auch Fouquet, Domkapitel, S. 25; Dilcher, Adel, S. 57f. Zum Perspektivenwechsel in der Geschichtswissenschaft vgl. Goetz, Mediävistik, S. 237–242.

- 39 So fragte beispielsweise Rüther, Prestige, in Bezug auf das Stiftungsverhalten der Lübecker Ratsherren nach einem bestimmten Verhalten, das diese als zur Führungsschicht zugehörig ausweist. Zum Begriff der Vergesellschaftung vgl. Schlögel, Vergesellschaftung.
- 40 Zu den Heiratskreisen immer noch grundlegend Mitgau, Heiratskreise. Zum Lebensstil vgl. Demski, Adel; Dinges, „Historische Anthropologie“; Selzer, Schoß; Militzer, Führungsschicht, S. 3–7. Zu Selbstverständnis und Identität vgl. etwa Czaja, Identität; Maurer, Bewusstsein. Die Frage nach einer spezifisch patrizischen Ehre ist schon früh gestellt worden. So hat Meyer ausgehend von der Ehre des Adels, die sich durch die Stifts-, Turnier- und Lehnsfähigkeit ausdrückte, gefragt, wie sich die Ehre des Patriziats ausgebildet hat. Dabei lag die Vorstellung zugrunde, dass die Ehre der Patrizier ihren Ausgang in derjenigen des Adels gehabt habe, diese aber durch städtische Ehrvorstellung transformiert worden sei. Da die Patrizier jedoch nicht in dem Maße stifts- und turnierfähig waren wie der Adel, sei „die Ehre des Patriziats (...) adelsartig, aber nicht volladelig“. Meyer, Entstehung, S. 37–52. Zum patrizischen Ehrbegriff vgl. insbes. Rogge, Ehre. Zu Lebensstil und Ehrbegriff des Patriziats vgl. zusammenfassend Fouquet, Lebensformen, S. 17, 24f. Dagegen kann nach Bátori, Patriziat, S. 5, auf diese Merkmale verzichtet werden, da sie zwar als Hinweise auf die Zugehörigkeit gelten können, aber nicht ohne zwei der genannten drei Faktoren auftreten.
- 41 Grundlegend und einführend zur Kulturgeschichte vgl. Tschopp/Weber, Grundlagen der Kulturgeschichte; Daniel, Kompendium, insbes. S. 298–313; Bachmann-Medick, cultural turns; Rogge, Kulturwissenschaften; ders., Funktion.

kontinuierlicher (...) Verständigungs- und Aushandlungsprozess begriffen werden, der auf Kommunikation beruht⁴². Von dieser Prämisse ausgehend untersucht er das Patriziat mithilfe des Konzepts der Institution und analysiert Akte symbolischer Kommunikation, die der Darstellung der institutionellen Ordnungsideen dienen, um die Mechanismen der Integration und Distinktion aufzuspüren⁴³. Er konnte selbst in der recht engen Gruppe der Salzstädte „sehr unterschiedliche und dynamische Vergemeinschaftungsformen und Konstruktionsprinzipien von Patriziat und damit zugleich verschiedene Muster sozialen Wandels städtischer Eliten“ nachweisen⁴⁴. Gerade im Hinblick auf die Frage der Vergesellschaftung und der Abgeschlossenheit des Patriziats wurde auch die Binnenperspektive wieder verstärkt in den Blick genommen und damit die patrizischen Gesellschaften, die der älteren Auffassung zufolge als Reaktion auf die Beteiligung der Zünfte an der Rats Herrschaft entstanden⁴⁵. Die Leistung der Gesellschaften für die Vergesellschaftung des Patriziats fasste J. Rogge folgendermaßen zusammen: „Die Gesellschaften und ihre Trinkstuben waren Orte, an denen die Gesellen Identität ausbilden und pflegen konnten. (...) Auf den Trinkstuben wurde das gedankliche Konstrukt ‚patrizische Identität‘ konkret erfahrbar und erlebbar. Die Einzelnen und die soziale Gruppe vergewisserten sich ihrer Eigenart, ihrer Zusammengehörigkeit und bestätigten sich wechselseitig die besondere Qualität ihrer Lebensführung im Vergleich zu anderen Lebensordnungen“⁴⁶. Allerdings mussten bei aller Gemeinsamkeit der Lebensführung – das zeigen verschiedene Studien – aus vergleichbaren sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen beziehungsweise aus der Zugehörigkeit zum Patriziat ein und derselben Stadt keineswegs „notwendig gleiche Interessen- und Bewusstseinslagen“ erwachsen⁴⁷.

2. Themenstellung und Methoden

Die eingangs beschriebenen Beispiele, Heinrich zum Jungen (J96) und Johannes Gutenberg (G37), zeigen, welche große individuelle Handlungsspielräume und Lebenswege die Mitglieder der Mainzer Geschlechter trotz ihrer gemeinsamen Lebensform haben konnten. Deshalb stellt sich die Frage, was sie trotz aller Unterschiede verband und weshalb sie sich beide als den Geschlechtern zugehörig erachteten, d.h., was ihre Identität als Patrizier im spätmittelalterlichen Mainz bestimmte. Das Hauptaugenmerk liegt demnach auf der Frage nach der individuellen Identität

42 Hecht, Patriziatsbildung, S. 6f.

43 Vgl. Hecht, Patriziatsbildung, S. 9–18.

44 Hecht, Patriziatsbildung, S. 303.

45 Zu den Geschlechtergesellschaften zuletzt und mit ausführlichen Literaturhinweisen zu den Gesellschaften in den verschiedenen Städten Rogge, Geschlechtergesellschaften. Vgl. auch Bători, Patriziat, S. 13–21; Schulz, Patriziergesellschaften.

46 Rogge, Geschlechtergesellschaften, S. 125.

47 Weber, Einleitung, S. 17. Mehrere Untersuchungen haben deutlich gemacht, dass das Patriziat weder eine homogene Gruppe bildete noch einheitlich agierte. Vielmehr waren die Patriziate in sich geschichtete Gruppen, die sich zudem durch zahlreiche Partikularinteressen auszeichneten. Vgl. etwa Mörke, Fugger; Groebner, Ratsinteressen; Boockmann, Stadttyrannen; Fouquet, Muffel; Ehbrecht, Ordnung, S. 87; Rexroth, Stadt, S. 90–93.

einzelner Personen dieser Gruppe. Somit steht nicht das Patriziat in seiner Gesamtheit zur Diskussion⁴⁸, sondern es wird aus der Perspektive einzelner Mitglieder dieser Gruppe beziehungsweise einzelner Familienverbände untersucht. Der Begriff der Identität bietet dann die Möglichkeit, die Rahmenbedingungen patrizischen Lebens einerseits und Handlungen einzelner Personen andererseits zu verknüpfen und die individuellen und gemeinsamen Interessen sowie die trennenden und verbindenden Merkmale zu bestimmen.

Identität ist einer jener Begriffe, die allgegenwärtig sind und mit denen jeder mehr oder weniger Konkretes assoziiert. Man begegnet ihm allenthalben, er wird sowohl in der Alltags- als auch in der Wissenschaftssprache außerordentlich oft benutzt. Vor allem in den Sozialwissenschaften ist er zu einem wichtigen Instrumentarium geworden⁴⁹. Der Begriff und seine „unheimliche Konjunktur“⁵⁰ sind indes immer wieder kritisiert worden, insbesondere seine Übertragung auf Gemeinschaften. Vehemente Einwände gegen das Konzept der kollektiven Identität hat vor allem L. Niethammer formuliert, da es seiner Meinung nach zur inhaltsarmen Formel verkommen und dem „die Tendenz zum Fundamentalismus und zur Gewalt inhärent“ sei⁵¹. Trotz aller Schwierigkeiten einer Definition, trotz aller Kritik und trotz der Ablehnung der Anwendung auf vormoderne Gesellschaften vonseiten der Soziologie ist Identität längst ein wichtiger Begriff der historischen Forschungen, auch der Mediävistik⁵². Allerdings wird häufig der Anschein erweckt, dass es ein gemeinsa-

- 48 Die kollektive Identität leitet sich aus der Fähigkeit zur Bildung von Gruppen ab, die nicht per se entstehen und bestehen, sondern erst durch Regeln, Normen und eine innere Funktionsaufteilung sowie wiederholte Handlungen kontinuierlich Bestand haben und sich durch allen Mitgliedern gemeinsame Merkmale auszeichnen. Vgl. v.a. Straub, Identität, S. 290–300, insbes. S. 293–296 zur Problematik des Konzepts. Vgl. auch Pyka, Geschichtswissenschaft, S. 391. Die patrizische Identität untersuchen Studt, Erinnerung und Identität (anhand der spätmittelalterlichen Familienbücher); Lehner, Patriziat (anhand der gebildeten Netzwerke); Brenner, Patrizier (für Nördlingen und Donauwörth); Czaja, Identität (in preußischen Städten); Klapisch-Zuber, Identité (am Beispiel der Florentiner Magnaten).
- 49 Vgl. dazu etwa Kaufmann, Erfindung, S. 34–38; Niethammer, Identität, S. 28–33; Reckwitz, Identitätsdiskurs, S. 21, 24; Stachel, Identität, S. 396. Straub, Identität, S. 277f.; Foerster, Vergleich, S. 8. Auch in der Geschichtswissenschaft wird die Identität vor allem von Gruppen immer häufiger thematisiert. Siehe dazu unten Anm. 52. Vom Begriff der Identität sind diejenigen der Individualität und der Identifikation abzugrenzen. Vgl. Straub, kollektive Identität, S. 78–80; Kaufmann, Erfindung, S. 24; W. Prinz, Art. Identifikation I, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie 4, 1976, Sp. 138–141; W. Loch, Art. Identifikation II, in: ebenda, Sp. 141–144.
- 50 Der Untertitel der Arbeit von Niethammer, Identität, lautet: „Heimlich Quellen einer unheimlichen Konjunktur“.
- 51 Niethammer, Identität, S. 625; vgl. ebenda S. 35f. In diesem Sinne titelt Hans-Ulrich Wehler: Identität. Unheimliche Hochkonjunktur eines „Plastikwortes“, in: Ders., Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Essays, München 2003, S. 147–155.
- 52 Zur Kritik am Begriff vgl. Straub, Identität, S. 277f. Straub, kollektive Identität, S. 88–90, verneint die Anwendbarkeit auf vormoderne Gesellschaften, da der Begriff der Identität auf der Grundlage der Krisenerfahrungen und widersprüchlichen Verhaltenserwartungen moderner Gesellschaften im Rahmen der modernen Psychoanalyse konzeptioniert worden sei. Vgl. auch Taylor, Quellen des Selbst, S. 57, der darauf hinweist, dass das Reden über Identität schon den Menschen des 19. Jahrhunderts fremd gewesen sei. Für die Verwendung des Begriffes der Identität, auch für das Mittelalter plädiert etwa Moos, Einleitung. Eine kurze Literaturrecherche lässt die Verbreitung in den Geschichtswissenschaften erahnen. Auf der Informations- und Kommuni-

mes, jedem bekanntes Verständnis gebe. Zugleich wird damit auf den Versuch einer Definition oder der Darlegung der Methoden verzichtet. Das scheint jedoch umso notwendiger, als sich der Begriff sowohl einer einfachen und einheitlichen Definition als auch einer solchen Konzeptionierung entzieht⁵³. Während nämlich eine Festlegung im Bereich der Logik und Mathematik noch recht einfach erscheint, ist die Übertragung des Identitätsbegriffs auf den Menschen sowohl in inhaltlich-qualitativer als auch in formal-struktureller Hinsicht nicht unproblematisch. Schon die sich selbst gestellte Frage, wer man (jetzt) ist, lässt sich nicht einfach beantworten. Noch schwieriger ist die Frage, wie man bei allen Wandlungen im Verlauf der Zeit tatsächlich derselbe beziehungsweise wie man mit sich selbst identisch bleibt⁵⁴. Im Folgenden sollen deshalb die wichtigsten Aspekte dieser Problematik soweit knapp skizziert werden, wie sie als Grundlage für die in dieser Arbeit wesentlichen Unterscheidungen und das methodische Vorgehen von Bedeutung sind⁵⁵.

Abgeleitet ist der Begriff der Identität vom lateinischen Wort *idem*, also der-oder dasselbe, oder *identidem*, d.h. zum wiederholten Male. Insofern beinhaltet er sowohl eine qualitative als auch eine zeitliche Komponente. Dabei bezieht sich die

kationsplattform H-Soz-u-Kult enthalten knapp 2.000 Rezensionen den Begriff, und die Literaturdatenbank zur mittelalterlichen Geschichte der Regesta Imperii verzeichnet weit über 400 Arbeiten, die den Begriff im Titel führen, von denen etwa zwei Drittel allein im Verlauf der letzten zehn Jahre entstanden sind. In Ergänzung zu den in Anm. 48 genannten Arbeiten seien nur einige weitere aktuelle Beispiele aus der Fülle der mediävistischen Studien angeführt, die kollektive Identitäten untersuchen: Meyer/Dartmann, *Krise*; dies., *Einleitung* (mit einem knappen kommentierten Literaturüberblick, S. 11–13); Scior, *Nation*; ders., *Eigene* (zum Begriff mit Hinweisen auf weitere mediävistische Arbeiten, S. 23–27); Forster, *Vergleich*; Heinzmann, *Gemeinschaft*; Holbach, *Identitäten*; Czaja/Signori, *Häuser*. Identifikationen untersuchen etwa Hahn, *Narbe*; Groebner, *Schein*; ders., *Bote*.

- 53 Sehr anschaulich beschreibt Kaufmann, *Erfindung*, S. 41–43, diese Schwierigkeiten. Nach der Formulierung eines Minimalkonsenses in drei Punkten (Identität ist ein subjektives Konstrukt, ist an die konkrete Realität des Individuums gebunden und entsteht in Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt), stellt er fest: „Kaum hat man die Identität erblickt, ist sie auch schon wieder entschwunden“. Ebenda, S. 42; zur Definition S. 41.
- 54 Zum qualitativ-inhaltlichen und formal-strukturellen Aspekt des Identitätsbegriffs vgl. v.a. Straub, *Identität und Sinnbildung*. Ausgehend von der Prämisse, dass Identität das Gefühl von Einheit voraussetzt, benennt er Kohärenz, Kontinuität und Autonomie als zentrale formaltheoretische Begriffe (ebenda, S. 15–25) und definiert Kohärenz als „eine Struktur, die sich aus miteinander verträglichen, zueinander passenden Teilen oder Elementen gebildet hat“ (ebenda, S. 15) und Kontinuität als „eine spezifische, einheitliche Form von Zeitdifferenz und temporalen Beziehungen“ (ebenda, S. 16). Vgl. auch ders., *Identität*, S. 283–290; ders., *kollektive Identität*, S. 91f. Zu diskutierten Aspekten, etwa der Frage der Einordnung von Identität zwischen Subjektivität und Objektivität, zwischen Essenz und Konstruktion sowie der Frage der Veränderlichkeit vgl. Kaufmann, *Erfindung*, S. 18, 41–44; Meyer/Dartmann, *Einleitung*, S. 14–17; Niethammer, *Identität*, S. 43–48; Müller, *Identitätsforschungen*, S. 65–72 (Zsfg. der historischen Entwicklungslinien). Zur Identität in Logik und Mathematik vgl. K. Lorenz, *Art. Identität II*, in: *Historisch-philosophisches Wörterbuch* 4, 1976, Sp. 144–148.
- 55 Zentral für die vorliegende Arbeit mit zahlreichen Hinweisen auf weiterführende Forschungen sind Müller, *Identitätsforschung*; Straub, *Identität*; ders., *kollektive Identität*; ders., *Identität und Sinnstiftung*; Abels, *Identität*; Kaufmann, *Erfindung*; Reckwitz, *Identitätsdiskurs*; Bergmann, *Identität*. Zum Begriff der Identität in der Geschichtswissenschaft vgl. vor allem Meyer/Dartmann, *Einleitung*; Pyka, *Geschichtswissenschaft*; Rammert, *Identität*; Moos, *Einleitung*.

„Selbstheit“ (*Iipse*) auf das Wesen und die Unverwechselbarkeit, wohingegen die „Selbigkeit“ (*Idem*) die zeitliche Konstanz dessen meint, was identisch ist⁵⁶. Schon die antiken Philosophen haben sich mit der Frage beschäftigt, wodurch sich ein einzelnes Objekt auszeichnet. Logik und Theologie des Mittelalters haben hingegen unter dem mittelalterlichen Begriff *identitas* all jene Merkmale subsumiert, die den verschiedenen Elementen beziehungsweise Mitgliedern einer Gruppe gemeinsam waren. Somit bezeichnet die mittelalterliche *identitas* ein „Set kollektiv verwendeter Zeichen“⁵⁷. Wenngleich die Grundlagen für die Konzeption der Identität von Individuen dann bereits im 17. Jahrhundert gelegt wurden, war der Begriff bis ins 19. Jahrhundert doch überwiegend auf Logik und Algebra begrenzt⁵⁸. Erst um die Wende zum 20. Jahrhundert wurde die Einheit der Person verstärkt thematisiert, wobei der Begriff der Identität „seine im wesentlichen noch heute gültige Bedeutung (...) im Kontext pragmatistischen, interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Denkens“⁵⁹ erhielt. Seine Popularität begründete E. H. Erikson. Der amerikanische Psychoanalytiker deutscher Herkunft hat wie viele seiner Zeitgenossen die „konflikt- und krisenträchtige Erfahrung von Differenz“⁶⁰ gemacht. In der Zeit im und nach dem Zweiten Weltkrieg erfasste er die Dringlichkeit der Identitätsfragen und führte den Begriff der Identität als analytische Kategorie in die Individualpsychologie ein. Auf dieser Grundlage entwickelte sich Identität zu einem der wichtigsten Begriffe der Psychologie und Soziologie⁶¹. Die zentralen Fragen der Identitätsproblematik und damit auch die Konzeptionierung des Identitätsbegriffes haben sich im Laufe der Zeit entsprechend der Veränderungen der gesellschaftlichen Probleme gewandelt. Bis in die 1970er Jahre hinein bestand das Problem der Identität darin, die individuellen Bedürfnisse mit den sozialen Erwartungen in Einklang zu bringen und diese Balance über die Zeit zu bewahren. Für diese Identitätstheorien lag das Hauptaugenmerk auf der Konstanz der Identität, während die Frage des Selbstverstehens als unproblematisch erachtet wurde. Erst seit den 80er Jahren des letzten Jahrhun-

56 Vgl. Ricoeur, Selbst, S. 144–155. Auf diese Unterscheidung von Ricoeur weisen nochmals Reckwitz, Identitätsdiskurs, S. 29, Groebner, Bote, S. 160, und Kaufmann, Erfindung, S. 39, hin.

57 Groebner, Bote, S. 160. Zu den Fragen der Antike vgl. Müller, Identitätsforschung, S. 20.

58 Vgl. Müller, Identitätsforschung, S. 20–24.

59 Straub, kollektive Identität, S. 73. Schon in den Subjekt- und Selbsttheorien Sigmund Freuds und William James', finden sich identitätstheoretische Ansätze, ohne dass sie den Begriff selbst verwendet hätten. Kaufmann, Erfindung, S. 27f.; Straub, Identität und Sinnbildung, S. 1f. Zu den Vertretern des symbolischen Interaktionismus bzw. des Pragmatismus, die wegweisende identitätstheoretische Beiträge geleistet haben, zählen unter anderem William James, George H. Mead, Erving Goffmann und Lothar Krappmann. Vgl. Müller, Identitätsforschung, S. 26f., 36–52; Straub, kollektive Identität, S. 73f., 77f.; ders., Identität und Sinnbildung, S. 1f.

60 Straub, Identität und Sinnbildung, S. 2.

61 Zum Identitätsbegriff Erik H. Eriksons und zu seiner Bedeutung vgl. Müller, Identitätsforschung, S. 28–33; Straub, Identität und Sinnbildung, S. 2; ders., kollektive Identität, S. 73–76; Reckwitz, Identitätsdiskurs, S. 26; Kaufmann, Erfindung, S. 29; Dubiel, Art. Identität, Ich-Identität, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie 4, 1976, Sp. 148–151, hier Sp. 148. Der in Amerika entwickelte Begriff der Identität wurde in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts auch in Deutschland rezipiert, wozu vor allem Jürgen Habermas beigetragen hat. Vgl. ebenda, Sp. 150; Müller, Identitätsforschung, S. 55f. Zu den Ansätzen in den verschiedenen Disziplinen und ihren Abhängigkeiten vgl. insbes. Müller, Identitätsforschung, S. 65–67 und S. 68 (Schaubild).

derts rückte die Frage in den Mittelpunkt, wer man ist und wie man sich selbst versteht⁶².

Identität kann, dem Vorschlag H. Abels zufolge, als „das Bewusstsein, ein unverwechselbares Individuum mit einer eigenen Lebensgeschichte zu sein, in seinem Handeln eine gewisse Konsequenz zu zeigen und in der Auseinandersetzung mit Anderen eine Balance zwischen individuellen Ansprüchen und sozialen Erwartungen gefunden zu haben“⁶³, beschrieben werden. Die Definition verweist auf die grundlegende Unterscheidung zwischen der personalen (*I*) und der sozialen (*me*) Identität, die W. James und G. H. Mead in die Diskussion eingeführt haben. Dabei umfasst das *I* unter anderem die jeweilige Biografie, körperliche Merkmale, Fähigkeiten und Interessen und befähigt das Individuum zu Autonomie, Spontaneität und Kreativität⁶⁴. Das *me* bezeichnet hingegen die Summe aller qualitativen Teil-Identitäten, die sich aus dem Gefühl der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen, etwa der Familie, der Stadt, der Bruderschaft oder der Lehnsmannschaft, ergibt. Zusammengefasst stellen sie einen „internalisierten Komplex sozialer Erwartungen“ dar⁶⁵. Die Aufgabe des Individuums, das *I* und das *me* in Einklang zu bringen, folglich die verschiedenen, teils widersprüchlichen Ansprüche in einem kohärenten Selbstbild zu vereinen, übernimmt die Ich-Identität⁶⁶.

Sind mit *I*, *me* und Ich-Identität strukturelle Elemente des Begriffs benannt, wird Identität heute als permanenter Interaktions- und Kommunikationsprozess verstanden, in dem sich das Individuum fortwährend mit seiner sozialen Umwelt und deren Sicht auf sich selbst auseinandersetzt und die erfolgte sinnvolle Selbstinterpretation stets nur ein momentan gültiges, situatives Ergebnis darstellt⁶⁷. Eine gelungene Identitätsbildung bedarf zwar einer zeitlich stabilen Grundstruktur des Selbst, doch wird heute die Vorstellung von Substanz und Unveränderbarkeit der Identität abgelehnt und die Wandelbarkeit sowie der prozesshafte Charakter betont.

Damit rückt der spezifische kulturelle und historische Kontext in den Fokus. Denn die Beantwortung der Frage, wer man ist und mit welchen Elementen man sich selbst beschreiben kann oder möchte, kann nicht losgelöst von den jeweiligen zeitgenössischen, spezifischen Wissens- und Bedeutungshorizonten beantwortet wer-

62 Müller, Identitätsforschung, hat jüngst in ihrer soziologischen Studie die Entwicklung der Identitätsforschung ausführlich beschrieben und auch den Wandel des Identitätsbegriffs in Relation mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen thematisiert. Sehr prägnant hat diesen Wandel Reckwitz, Identitätsdiskurs, anhand der wichtigsten Vertreter der verschiedenen Disziplinen herausgearbeitet. Einen ausführlichen Überblick, auch über die Ansätze in der Frühen Neuzeit, geben Abels, Identität; Taylor, Quellen. Anschaulich zeigt diesen Wandel die Grafik bei Keupp, Identitätskonstruktion, S. 9. Vgl. auch Straub, kollektive Identität, S. 77; Niethammer, Identität, S. 55.

63 Abels, Identität, S. 258.

64 Vgl. Müller, Identitätsforschung, S. 74–76.

65 Reckwitz, Identitätsdiskurs, S. 27. Vgl. Müller, Identitätsforschung, S. 76–83.

66 Vgl. Müller, Identitätsforschung, S. 85–90; Meyer/Dartmann, Einleitung, S. 15f.

67 Straub, Identität, S. 279f., bezeichnet sie gar als „Aspiration“ bzw. „Fluchtpunkt“ einer sozialen Praxis, in deren Rahmen der Einzelne ins Verhältnis zu sich selbst tritt und sein Handeln am Horizont der erwünschten Autonomie des eigenen Selbst orientiert“. Zur Veränderlichkeit und zum Konstruktionscharakter vgl. Müller, Identitätsforschung, S. 69; Kaufmann, Erfindung, S. 30f., 34; Reckwitz, Identitätsdiskurs, S. 27; Meyer/Dartmann, Einleitung, S. 16f.

den. Somit beinhaltet der Perspektivwechsel der Identitätsforschung seit den 1970er Jahren zugleich die Hermeneutisierung und Historisierung des Identitätsbegriffes⁶⁸.

Die Identität kann folglich als wandelbares Konstrukt aus der personalen Identität (*I*) einerseits und dem Bewusstsein verschiedener Gruppenzugehörigkeiten, den qualitativen (Teil-)Identitäten (*me*), andererseits, beschrieben werden⁶⁹. Dabei stehen die unterschiedlichen Gruppen, denen ein Individuum angehört, und damit dessen verschiedene soziale Identitäten nicht gleichrangig nebeneinander, sondern werden vom Individuum in der Regel in eine innere hierarchische Ordnung gebracht. In Situationen, in denen verschiedene qualitative Teil-Identitäten miteinander konkurrieren, bestimmt diese stets individuell einzigartige Hierarchie, welche Teil-Identität aktiviert wird und wie man sich verhält beziehungsweise handelt⁷⁰.

Die Identität bildet den Hintergrund für ein in einem spezifischen Kontext als sinnvoll erachtetes Verhalten und Handeln des Individuums. Wenngleich nicht alle Handlungen durch bewusste Entscheidungen begründet sind, sondern beispielsweise auch durch Gewohnheiten motiviert sein können⁷¹, so verweist doch auch stillschweigendes Wissen um bestimmte Verhaltensweisen auf soziale Zugehörigkeiten. D.h., das Handeln kann durch die personale, soziale und Ich-Identität bedingt sein, und in diesem Sinn äußert sich Identität in Handlungsweisen⁷².

Dementsprechend möchte die vorliegende Studie im Folgenden der persönlichen Identität einzelner Familienmitglieder mithilfe der verschiedenen qualitativen Teil-Identitäten einerseits und den Handlungen respektive Verhaltensweisen andererseits nachgehen und sich mit der Synthese der Identität patrizischer Familie im spätmittelalterlichen Mainz nähern. Die „wahre“ persönliche Identität der Familienangehörigen kann, das muss betont werden, nicht beschrieben werden. Vielmehr ist Identität in erster Linie ein Analyseinstrument⁷³.

Die Untersuchung soll auf unterschiedlichen methodischen Wegen erfolgen: Zunächst gilt es, die verschiedenen Bezüge und Verflechtungen der Familienver-

68 Vgl. Reckwitz, Identitätsdiskurs, S. 30. Dabei wird allgemein betont, dass sich das Set an Identifikationsmodellen erweitert hat. Mit Bezug v.a. auf Charles Taylor vgl. Müller, Identitätsforschung, S. 62–65, 69f. Vgl. auch Kaufmann, Erfindung, S. 32f.

69 Vgl. Straub, Identität, S. 279–290; ders., kollektive Identität, S. 73–95; Müller, Identitätsforschung, S. 45, 73 (Abb.3.1).

70 Zum Konzept der Bedeutsamkeitshierarchie vgl. Müller, Identitätsforschung, S. 45–52, 71. Vgl. auch Kaufmann, Erfindung, S. 76.

71 Vgl. Kaufmann, Erfindung, S. 183. „Der identitäre Moment ist durch eine (reflektive oder sensible) Distanzierung zur gerade ablaufenden Handlung gekennzeichnet, im dem Sinn und die Richtung, die dem Verhalten gegeben werden sollen, neu zu formulieren“. Ebenda, S. 186.

72 Die Übereinkünfte der sozialen Gruppe müssen nicht bewusst sein. Sie bilden „latentes Alltagswissen, das das Denken, Fühlen, Wollen und Handeln der Angehörigen des betreffenden Kollektivs gleichsinnig strukturiert und leitet. Dieses ‚Wissen‘ mag in habitualisierten, routinisierten und konventionalisierten Verhaltensformen Ausdruck finden (...) und ‚latent‘ das kollektive Handeln motivieren“. Straub, Identität, S. 300.

73 Zu den Möglichkeiten und Grenzen des Begriffes vgl. etwa die Anmerkungen von Uffa Jensen, Rezension zu: Assmann, Aleida; Heidrun Friese (Hrsg.): Identitäten. Frankfurt am Main 1998; Niethammer, Lutz: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbeck b. Hamburg 2000, in: H-Soz-u-Kult, 19.11.2000, <http://hsozokult.geschichte.uni-berlin.de/rezensionen/id=3959> (24.3.2011).

bände, die als Lebenskreise bezeichnet werden sollen, darzustellen⁷⁴. Untersucht werden die Intensität der Bindungen ebenso wie die rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Konsequenzen. Nach einem einleitenden Kapitel zur Stadtherrschaft und Stadtverwaltung im Mittelalter (Kapitel B), bilden die verschiedenen Lebenskreise, die *frunde* der patrizischen Familien, die Untersuchungsebenen⁷⁵. Die kleinste und wichtigste Einheit sind Familie und Verwandtschaft, die in der Vermittlung sozialer Chancen eine zentrale Rolle spielten (Kapitel C)⁷⁶. Die Familien standen als Teil der städtischen Gesellschaft in Verbindung zum Erzbischof als Stadtherrn (Kapitel D 1)⁷⁷, waren Teil der Stadtgemeinde (Kapitel D 2)⁷⁸ und hatten Bindungen zu den geistlichen Gemeinschaften (Kapitel D 3). Ihre Bindungen gingen zudem über die Stadt hinaus, denn ebenso spielten die Beziehungen zum Herrscher des Heiligen Römischen Reiches (Kapitel E 1) und zum regionalen Adel (Kapitel E 2) eine Rolle. Wenn hier weitere Bezüge wie etwa Nachbarschaft und Pfarreien nicht zur Sprache kommen, ist das eine quellenbedingte Einschränkung. Die Unterteilung in verschiedene Lebenskreise ist allerdings nur als methodischer Zugriff zu verstehen, denn die strikte Trennung ist gerade für die mittelalterliche Gesellschaft nicht gegeben. Sie war nicht in diesem Maße ausdifferenziert, sondern alle Elemente bildeten zusammen „als organisches Ganzes die (...) Identität (des Einzelnen, d. Verf.)“⁷⁹. Diese Zugehörigkeiten zu den verschiedenen Gruppen bilden den Kern der qualitativen Teil-Identitäten und somit die Rahmenbedingungen für Handlungen und Entscheidungen, die Handlungsspielräume⁸⁰. Auf dieser

- 74 Roeck, *Lebenswelt*, S. 14. Dilcher bezeichnet sie als „sozial-strukturell und normativ geordnete Lebensräume“, als „verfasste Sozialbeziehungen“. Dilcher, *Adel*, S. 59. Spieß, *Lehnswesen*, S. 15, fordert eine solche Vorgehensweise, um die Bedeutung der Lehnbindungen besser einschätzen zu können. Zur Forderung, diese Rahmenbedingungen stärker zu berücksichtigen, vgl. Matheus, *Trier*, S. 9. Das Handeln der Braunschweiger Elite wurde etwa durch die Zugehörigkeit zu den fünf Weichbildern der Stadt geleitet. Vgl. Rexroth, *Stadt*, insbes. S. 90–93.
- 75 Zuletzt und umfassend zum mittelalterlichen Begriff, der sich vom heutigen Verständnis von Freundschaft unterscheidet, vgl. Oschema, *Freundschaft*, S. 73–107.
- 76 Für Bern um 1500 umfasste dieser Begriff der *frunde* „eine relativ vage umgrenzte Gruppe bilateraler Blutsverwandter und Verschwägerter, die ohne ausgeprägte Differenzierungen nach genealogischen Konstellationen als ‚verwandt‘ wahrgenommen wurden“. Teuscher, *Bekannte*, S. 112. Vgl. auch ebenda, S. 76–84. Vgl. auch Schwab, *Familie*, S. 256; Sieh-Burens, *Oligarchie*, S. 53f.
- 77 So bezeichnete Erzbischof Adolf von Nassau den nassauischen Lehnsmann Henne Berwolf (J110), welcher ihm 1.008 Gulden geliehen hatte, als *unserm besondern frunde*.
- 78 „Freundschaft“ wurde auch durch den Bürgereid begründet. Vgl. Meier/Schreiner, *Regimen*, S. 11. Er umfasste auch die Ratskollegen. Vgl. Teuscher, *Bekannte*, S. 76–84. Ebenso benannte beispielsweise Henne Echzeller (J122) den Rat der Stadt Frankfurt in dem an diesen gerichteten Brief. ISG Ffm Reichssachen I, Nr. 3036, Nr. 15a, 1429 Juli 21. Der Terminus wurde zwischen den Herren von Eppstein und der Reichsstadt Frankfurt verwendet. Vgl. Schäfer, *Machtgleichgewicht*, S. 208–215.
- 79 Arlinghaus kann dies anhand der italienischen Kaufleute eindrucksvoll zeigen, welche in ihren Familienbüchern im heutigen Verständnis Privates und Berufliches unkommentiert nebeneinander berichteten. Die verschiedenen Bereiche „bildeten als organisches Ganzes die kaufmännische Identität, die durch die ‚Familienbücher‘ bis in die Anordnung der Texte und die Wahl der Schrift hinein ihre sinnfällige Repräsentation findet“. Arlinghaus, *Rituale*, S. 127.
- 80 Die Handlungen und Entscheidungen eines jeden Einzelnen können weniger, so die Kritik Ehbrechts, durch die Zuordnung zu einer bestimmten Schicht erklärt werden, als vielmehr durch die Lebensform im Sinne Borsts und die vielfältigen Bezüge, in die jeder hineingestellt

Grundlage gilt es, die Verhaltensweisen und Entscheidungen der Patrizier innerhalb der jeweiligen Handlungsspielräume zu untersuchen⁸¹. Ihre Reaktionen in Konfliktsituationen können schließlich im Sinne der Bedeutsamkeitshierarchie Hinweise auf eine individuelle Rangfolge der Zugehörigkeiten und deren Wandel geben.

Für die Analyse wurde ein personengeschichtlicher Ansatz gewählt, der einzelne patrizische Familien möglichst umfassend in den Blick nehmen kann⁸². Voraussetzung dafür sind genaue Kenntnisse über die einzelnen Familienmitglieder, die familiären Verhältnisse sowie die Familiengeschichte⁸³. Aus arbeitstechnischen Gründen war deshalb eine Beschränkung auf ausgewählte Familien notwendig. Doch sollte mithilfe einer vergleichenden Arbeitsweise die Möglichkeit gegeben sein, über den Einzelfall hinaus vorsichtig verallgemeinern zu können. Deshalb stehen drei patrizische Familienverbände im spätmittelalterlichen Mainz im Mittelpunkt der Untersuchung: Die Löwenhäupter waren früh und recht stark in der erzbischöflichen städtischen Verwaltung vertreten. Ein Teil der Familie zum Jungen hat aufgrund seiner Beziehungen zu Karl IV. einen enormen sozialen Aufstieg erfahren. Dagegen ist der Familienverband der Gensfleisch zunächst relativ unauffällig. Einzelne Angehörige traten erst im 15. Jahrhundert hervor. Bei diesen Familienverbänden handelt es sich um durch die Führung eines gemeinsamen Wappens gekennzeichnete Abstammungsfamilien⁸⁴. Auch wenn deutlich wurde, dass die Abstammungsfamilie keine potentiell handelnde Gruppe darstellte⁸⁵, war doch die Bezugnahme auf das Geschlecht für die Zuordnung von Rang, Ehre und Prestige sowie Chancen und Positionen von Bedeutung, womit zentrale Aspekte für das Wesen des Patriziats angesprochen werden⁸⁶. Daneben gilt es jedoch auch, verschiedene

war. Vgl. Ehbrecht, *Ordnung*, S. 87. Zur Definition der Handlungsspielräume vgl. Haverkamp, *Einführung*, S. 11. Zur Anwendung des Konzepts für die Untersuchung der Ministerialität vgl. Keupp, *Dienst*; für geistliche Frauen vgl. Schmitt, *Frauen*; dies., *Herrschaft*; für hochadlige Regentinnen vgl. Schäfer, *Handlungsspielräume*.

- 81 Richard, *Eliten*, S. 307, schlägt als neuen Weg der Patriziatforschung vor, statt von soziologischen Modellen bzw. „geschaffenen“ sozialen Kategorien auszugehen, das Patriziat anhand von Ereignissen, Situationen und Verhaltensweisen zu untersuchen, in denen die verschiedenen Bezugsebenen interagierten. Dann stünden die Verhaltensweisen im Mittelpunkt der Untersuchung, um die Bildung eines Selbstverständnisses analysieren zu können.
- 82 Zur prosopografischen Methode und Personenforschung vgl. Bulst, *Gegenstand*; Csendes *Einführung*; Rohlfes, *Herz*. Zum prosopografischen Katalog siehe Kapitel A 4.
- 83 Dabei ist die Familiengeschichte nicht als Selbstzweck zu verstehen, sondern als Instrument, mit dem die allgemeinere Fragestellung zu beantworten ist. Pöppinghege, *Wiederentdeckung*, S. 393f., mit Verweis auf die Arbeiten von Lothar Gall, Elisabeth Kraus und Rebekka Habermas.
- 84 Zur Definition der verschiedenen Familienformen vgl. Maschke, *Familie*, S. 11f.
- 85 Deshalb mussten auch die Mitglieder eines Familienverbandes nicht immer einheitlich handeln. Vgl. dazu ausführlich Teuscher, *Bekanntes*, S. 75–113. Auch Lehner, *Patriziat*, stellt ein stärker an den Interessen des jeweiligen Netzwerkes orientiertes Handeln der Patrizier fest, negiert allerdings zugleich die Bedeutung der Familie für die Erfassung des Patriziats. Mitterauer konstatiert ein „stark am Haus orientierte(s) Gruppenbewußtsein“. Mitterauer, *Familienformen*, S. 35. Zu den unterschiedlichen Familienzweigen der Fugger vgl. Koutna-Karg, *Ehre*, S. 89. Zuletzt kritisch zu Beziehungen innerhalb der Familien des Adels mit dem Hinweis auf die Bedeutung des Besitzes: Schuster, *Geschlechterbewusstsein*, S. 20–24.
- 86 Zur Familie als Faktor der sozialen Ungleichheit vgl. Oesterdickhoff, *Familie*; Reif, *Kontext*, S. 23–25. Zur Prosopografie siehe Kapitel A 4.

andere Formen der Familie zu berücksichtigen und von der Abstammungsfamilie abzugrenzen. Das betrifft zum einen die aus dem Elternpaar und den Kindern gebildete Kernfamilie und zum anderen den von einem Familienmitglied und seinen Nachkommen gebildeten Familienzweig. Nicht immer können alle drei Familienverbände gleichberechtigt zu allen Themen befragt werden. Deshalb werden immer wieder unterschiedliche Zweige im Mittelpunkt der Darstellung stehen, um dann über den Vergleich den Blick für das Besondere und das Allgemeine zu schärfen.

Zeitlich umfasst die Untersuchung die Zeit von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Jahr 1500. Den Hauptberichtszeitraum bildet dabei im Wesentlichen die Zeit der Freien Stadt Mainz, d.h. von 1244 bis 1462. Um jedoch auch Veränderungen der Identität und des Verhaltens der Mainzer Geschlechter nach der Eroberung der Stadt erfassen zu können, wurde das Jahr 1500 als Begrenzungsjahr der Untersuchung gewählt.

Insgesamt eröffnet diese Herangehensweise nicht zuletzt auch für eine Stadt wie Mainz, deren Überlieferung weder Ratslisten, Steuerbücher, Rechnungsbücher, Trinkstubenordnungen noch Familienchroniken aufweist, die Möglichkeit, einen Baustein für die Charakterisierung des Patriziats zu liefern.

3. Quellenlage

Dem Untersuchungsgegenstand entsprechend musste die Quellensuche von den drei Familienverbänden und folglich von den als Angehörigen zu identifizierenden Personen ausgehen⁸⁷. Die Überlieferungslage ist bei Themen zur Mainzer Geschichte generell problematisch, da vor allem das kommunale Archiv seit dem 15. Jahrhundert schwere Verluste erlitten hat. Als die Stadt 1462 vom Erzbischof eingenommen worden war, kassierte er auch das städtische Archiv. Einiges gelangte in das erzstiftische Archiv, anderes in das Archiv der neuen kurfürstlichen Stadtverwaltung. Nachdem das erzstiftische Archiv mehrere Fluchtungen im 17. und 18. Jahrhundert weitgehend unbeschadet überstanden hatte, zerstörte die französische Besatzung im ausgehenden 18. Jahrhundert und vor allem die nach dem Reichsdeputationshauptschluss beschlossene Aufteilung der Archivalien unter die Nachfolgestaaten sowie einige Überführungen nach Frankreich die Geschlossenheit der Überlieferung. Viele Quellen müssen heute als verloren gelten, die übrigen gelangten auf kaum mehr nachvollziehbaren Wegen in fremde Archive. Deshalb finden sich umfangreiche Mainzer Quellenbestände heute vornehmlich in Darmstadt und Würzburg, andere in Wiesbaden, Wien, Marburg und Karlsruhe⁸⁸.

87 Deshalb waren vor allem Register zu Beständen und Quelleneditionen sehr hilfreich, wobei gerade bei älteren Registern das Personenverzeichnis fehlt und somit eine Durchsicht des Bestandes oder des Quellenwerkes notwendig machte. Zur Problematik der Identifizierung und Zuordnung siehe Kapitel A 4.

88 Der Geschichte der Mainzer Archive und ihrem Schicksal hat sich Wann, *Archive*, detailliert gewidmet. Vgl. auch Falck, *Sammlung*, S. 49; Darapsky, *Verluste*, S. 22f.; Dertsch 1, S. I–III. Zur Problematik am Beispiel der Überlieferung zu St. Peter bis zum Jahr 1200 vgl. Acht, *Probleme*; zur Überlieferung und Rekonstruktion des Archivs des Klosters Altmünster vgl. Flug, *Bindung*, S. 10–29.